



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 6.

Wiesbaden, den 7. November 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Goethes Werther und die Frauen seiner Zeit,“ von Dr. F. A. Münch. — „Heimkehr,“ von Dr. Joachim von Bülow. — „Die letzte Fliege,“ von Dr. H. Reiche, Wiesbaden. — „Voden,“ von Dr. H. Reiche. — „Der germanische Hintergrund des Martinistages,“ von Dr. H. Reiche. — „Der Veteran,“ Humoreske von M. Hirschfeld. — „Hinterbogen fürs Haus,“ — „Lustige Ecke.“

Zum Geleite.

Schwierigkeiten überwinden, ist gut, aber uns den Eindruck überwundener Schwierigkeiten ganz ersparen, ist noch besser. Das höchste Maß von Kunst wird dies gelegentlich erreichen, eine gute Natur jedoch hat es aus sich selbst. Sie sieht richtig, und sie wählt richtig. Und das entscheidet. Alles andere ist schließlich Varietäts.

Th. Fontane.

Goethes „Werther“ und die Frauen seiner Zeit.

Von Dr. Fritz Adolf Münch.

Mit den „Leiden des jungen Werthers“ trat in der Herbstmesse des Jahres 1774 ein Buch zutage, dem ein uns heute kaum faßbarer Aufruhr der Seelen folgte. Die Wertherzeit ist dadurch zu einem gesellschaftlichen und kulturgeschichtlichen Problem geworden, das zu bewältigen ein Buch zu schreiben nötig wäre, denn die Wirkung des Romans unmittelbar in das Leben war so vielgestaltig und weitreichend als das Leben selbst, und seine literarische Wirkung, wie sie sich in Nachdrucksausgaben, Nachahmungen, Bearbeitungen, Uebersetzungen und Schriften aller Art für und wider ihn bekundete, ist unübersehbar und kann nur in der Hand einer Bibliographie wirklich anschaulich werden. Ist demnach Einhalt und Beschränkung geboten, so soll denn seine Wirkung auf die Frauen als den reizendsten Gegenstand, an dem sich seine Macht erweisen konnte, zur Darstellung gelangen.

Es leuchtet ein, daß der Roman von den Schmerzen eines jungen Mannes, die er aus hoffnungsloser Liebe litt, auch im weiblichen Geschlecht einen tiefen Eindruck hinterlassen mußte: das Mitleid mit dem Unglücklichen wurde geweckt und äußerte sich etwa in tränenreichem Gedächtniskult der Urnen, die dem „edeln, lieben Dulder“ unter Trauerreden errichtet wurden oder drängte sich am Spinett zusammen im hinschmelzenden Gesange des Liedes „Kotte bei Werthers Grabe“ (Ausgelitten hast du — ausgerungen, du Jüngling, deinen Todesstreit), das sich, wie auch die Kompositionen bezeugen, ungemeiner Beliebtheit erfreute. Andere Gelegenheiten, das Andenken Werthers immer wieder zu erneuern, bot den Frauen die Industrie, indem sie auf die Emaille der Broschen und Gürtelschlösser die Bildnisse von Werther und Kotte oder Darstellungen aus dem Roman zauberte; noch andere die Kunstfertigkeit ihrer eigenen Hände, die zum Beispiel entzückende Malereien in Miniature auf Stammbuchblättern schufen, Szenen, wie

sie den Kupfern abzufehen waren, mit denen Daniel Chodowiecki den Roman für die von dem Verleger Homburg in Berlin veranstaltete Nachdrucksausgabe von Doktor Goethens Schriften geschmückt hatte. Von diesem Künstler rührt auch der Entwurf zu einem Wertherfächer her, der aber nie wirklich ausgeführt wurde. Ferner hat es, wie ich feststellen konnte, eine Eau de Werther gegeben, gewiß um die empfindsamen Schönen sogar durch den Geruch zu elegischen Wertherschwärmereien zu veranlassen. Im Kostüm konnten es die Frauen den Männern nicht gleich tun, denen die charakteristische Tracht Werthers (gelbe Hosen und Weste, blauer Frack) erlaubte, ihr Vorbild wenigstens äußerlich täuschend zu kopieren; dagegen waren die blaßroten Schleifen an Arm und Brust die einzige Besonderheit des simplen, weißen Kleides, das Kotte trug, als Werther sie zum ersten Male sah; nachahmungswürdig aber um so mehr, als eine davon ihm so teuer geworden war, daß er ihrer noch in der Todesstunde gedachte:

„Diese blaßrote Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum ersten Male unter deinen Kindern fand. O, küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freunds. . . Diese Schleife soll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstag schenkest du sie mir.“

Wichtiger als solche äußeren Kennzeichen teilnehmen der Empfindung sind die seelischen Bewegungen, die der Roman hervorrief, indem er eine bis zur Exaltation sich steigende Ueberspannung des Gefühls erzeugte. So erzählt rückblickend ein zeitgenössischer Schriftsteller (August Wilhelm Rehberg): „Ich war siebzehn Jahre alt, als Werther erschien. Vier Wochen habe ich mich in Tränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens; im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht

so dächte, nicht so sein könne, als dieser da.“ Wie viele Tränen mögen dann erst aus den Augen der Mädchen auf das Buch vergossen worden sein, an dessen Helden sie die Jünglinge ihrer Bekanntschaft maßen mit dem sehnächtigen Wunsche, von ihnen so wie Kotte von Werther geliebt zu werden. Der Name Kotte gewann dabei einen besonderen Klang und Reiz. Goethe schreibt einmal, kurz nach Erscheinen des Romans, an Kestner, den Gatten von Charlotte Buff (dem Vorbild von Werthers Kotte): „Ein Mädchen sagt mir gestern, ich glaubte nicht, daß Kotte so ein schöner Name wäre! Er klingt so ganz eigen in dem Werther.“

Eine andere schrieb neulich: Ich bitt Euch um Gotteswillen, heißt mich nicht mehr Kotte! — Kottchen oder Kolo — wie ihr wollt — nur nicht Kotte, bis ich des Namens werter werde, denn ich's bin.

O, Zauberkraft der Lieb und Freundschaft!“

Ein kleines Gedicht aus dem Jahre 1776, in dem der Name Kotte ebenfalls wie von einer Gloriole umgeben erscheint, lautet: „Die Frage.“

Da sitzt im Schauer der Abendröte

Die kleine blonde Dilettante,

Siebt ihren Klopstock — war's nicht der himmlische Goethe,
Der solch ein Mädchen Kotte nannte?“

Man erinnere sich hier an Kottes emphatischen Ausruf: „Klopstock!“ (im Briefe Werthers vom 16. Juni), wobei sie dessen Ode „Die Frühlingsfeier“ im Sinne hatte.

Auf Kottes Leidenschaft für den Tanz konnten sich die Schönen berufen, wenn ihnen ein Moralist die ihrige zum Vorwurf machen wollte.

Viele Beziehungen spielen demnach zwischen Kotte und dem weiblichen Geschlecht, aber sie sind ungefährlicher Natur im Gegensatz zu denen, die sich an Werther als das Vorbild eines unglücklich Liebenden knüpfen. Mädchen in ähnlicher oder gleicher Lage sogen aus dem Roman das süße Gift der Verzweiflung, der sie sich oft bis zu den letzten Folgerungen überließen. Nur in wenigen Fällen sind solche Katastrophen Geschichte geworden, waren aber darum die Schmerzen der im Abgrund der Vergessenheit Begrabenen geringer? „In diesem Jahrhundert“, so heißt es in einer der zahlreich im Gefolge des Wertherromans erschienenen Abhandlungen über den Selbstmord (1790), „gab es eine Epoche, wo die Empfindseligkeit weit um sich griff, wo beide Geschlechter von dieser Epidemie angesteckt wurden — man kennt das Wertherfieber! wie solches in deutschen Landen grassierte, wie Jünglinge ihre Nerven abstumpften und empfindsame Toren wurden, wie Mädchen Wertherinnen sein wollten. . . Bei Breslau stürzte sich ein Mädchen vom Giebel des Hauses herunter, weil des Pächters Sohn ihre romantische Liebe nicht erwidern wollte!“ Von einer anderen schrecklichen Begebenheit wird aus dem Anfang des Jahres 1775 berichtet, nämlich, daß eine sonst verständige, aber etwas hysterische Person, nachdem sie sich die Leiden Werthers vorlesen lassen, sich vergiftet und noch vor ihrem Tode ohne Reue gestanden habe, durch dieses Buch dazu bestimmt worden zu sein. Am 16. Januar 1778 ertränkte sich in der Ilm das Fräulein Christiane von Lasberg im Glauben, von ihrem Geliebten verlassen zu sein. Tags darauf wurde die Leiche von Goethes Dienern gefunden, einem nicht ganz einwandfrei beglaubigten Gerücht zufolge mit „Werthers Leiden“ in der Tasche.

Trauerspiele und Romane spiegeln als Dichtung wieder, wovon soeben in Beispielen aus dem Leben die Rede war. Solche „Seitenstücke zu Werthers Leiden“, wie die Verfasser sie gern im Titelzusatz bezeichnen, tragen oft den Namen ihrer Heldin an der Spitze: Luise von Rosenfeld, Serentina, des Amtmanns Tochter von Lüde u. a. m. Am berühmtesten ist der Roman, den der Selbstmord des Fräuleins Maria Franziska von Jastadt hervorrief, das sich am 14. Januar 1785 im Alter von 16 Jahren 7 Monaten vom Turm der Frauenkirche in München herabstürzte, weil das Schicksal eine Verbindung mit dem Geliebten, dem Leutnant Vincenti Franz von, zu vereiteln drohte. Der Roman gibt sich schon durch den Titel „Die Leiden der jungen Fanni“ als ein Pedant zu den „Leiden des jungen Werthers“ kund, seine Absichten aber sind andere als die des Vorgängers, der jedem ein Freund sein wollte,

wenn er aus Geschick oder eigener Schuld keinen näher finden könnte. „Nicht zum Trost, wie in Werthers Rede angemerkt ist“, sagt der Verfasser, „soll man dieses Büchlein bei sich tragen. — Nein! man soll es lesen, die Unglückliche beklagen, ihr Urteil in jene Zukunft, da sie ungerufen eilte — nicht bestimmen — ihr nicht fluchen — Allein Liebende sollen sich bewaffnen gegen eine Leidenschaft, die, wenn sie ohne Aussichten ist, so mächtig im Sinne eines schwachen Mädchens übermannen kann.“ Motive zu dieser schaurigen, überhaupt nie völlig angeklärten Tat sucht der Verfasser, ein Graf von Nesselrode, in dem von der Stiefmutter auf das liebende Mädchen ausgeübten Zwang, entweder einen anderen zu heiraten oder ihren Ungehorsam im Kloster zu büßen. Auf den Einspruch der Familie, die sich dadurch verleumdete glaubte, wurde die Feilhaltung des Romans in den Münchener Buchläden verboten; auch erließ die Familie in Zettel- und schriftlichen Erklärungen, die den wahren Sachverhalt aufdecken sollten und den Sturz als die Folge eines Schwärmes anfalls bezeichneten.

Aufrührerisch konnte der Roman von den Leiden der jungen Werthers in den Ehen wirken, wenn er auf tauschte Frauen traf, die seinen Helden zum Gegenstand ihrer Vergleiche und Wünsche machten; es ist daher verwunderlich, daß man schon die jungen Mädchen vor Lektüre des gefährlichen, verwirrenden Buches warnte.

Wenn nun dieser Roman, nach allem Gesagten, Frauen so tief bewegte, so mußte auch seine Wirkung auf die Produktion der Dichterinnen unter ihnen besonders bemerkbar sein, sollte man erwarten: aber nur einige wenige Gedichte und Romane können als Zeugnisse dafür gebracht werden.

In unserer Zeit, die die Menschen zur Sachlichkeit erzieht, werden über die Leiden des Unglücklichen keine Tränen fließen: immer aber werden ihn die Frauen lieben müssen, weil er sein Leben für die Liebe opferte.



Heimkehr.

Von J. von Bülow.

Da ging ich wieder durch deine alten Straßen, du Stadt, seit zwanzig Jahren zum ersten Male. Alle Namen kamen mir zurück, ganz vertraut klang der so nicht gehörte heimatliche Dialekt, und da wars mir plötzlich als wenn neben mir ein kleiner Junge wanderte, der bei der Hand führte und immer sagte: „Weißt du nicht, wie unendlich kurz sind zwanzig Jahre! Wo sind sie? Sie sind ein Nichts, wie ein Federstrich durch eine geschriebene Ziffer. Man sieht an dem, was geblieben, wie wenig sie bedeuten; aber man spürt ihre Grausamkeit, ihre vernichtende Länge am Verschwundenen, am Abwesenden.“

Der kleine Junge da neben mir zieht und zupft, ich lasse mich leiten. Unversehens ist's der Schulweg, wir zusammen wandern, wo ich so hundert, so tausendmal gegangen, gelaufen, wenns spät war, geschlichen, wenn schlechte Note mich heimwärts begleitete. Ich würde im Schläfe wiederfinden, und wirklich ist es wie ein Traum, da stehen noch dieselben Häuser, und da kommt die Straße, wo die Eltern wohnten; die Bäume sind ein wenig geworden, kaum merke ich's, aber das Haus, das alte, geliebte, das zwischen den Kasernen übrig geblieben war, der Zeit, als hier noch Land war, wo ist es denn? Fort, sie haben es niedergerissen und eine moderne Villa in den schönen Garten gestellt. Mein kleiner Junge findet sich auch nicht mehr zurecht, und mir kommen sonderbare Dinge in die Kehle und in die Augen. Da ich um die Ecke herum hat sich nichts geändert. Da ist das Backsteinhaus mit dem wilden Wein, wo „sie“ wohnte, eine der vielen „Sie's“, und am Fenster dort, mein Junge muß ihr blonder Mädchenkopf erscheinen wie einst.

Wo mag sie hin sein? Sie war eine ferne Liebste, Klärchen, kein einziges Mal habe ich sie gesprochen.

nichts störte meine Träume durch Wirklichkeit. Aber es blieb nicht immer so. Da kommt ein Torweg. Nie wieder habe ich an ihn gedacht; es ist ein ganz gewöhnlicher, dummer, kleiner Torweg. Wie ich ihn recht besehe, fällt er sich mit vielen kleinen Mädchen, die herauströmen und lachen und sich stoßen mit langen Zöpfen und kurzen Röcken, und ganz schüchtern hinter einem der dünnen Baumchen auf der Straße steht mein Begleiter von vorn. Er ist inzwischen gewachsen, hat eine rote Mütze auf und lange Hosen an; seine Stimme klingt scheußlich wie die eines jungen Hahnes, und er starrt in das Gewimmel. Ja, ja, mein Junge, die kleinen Mädchen sind noch alle da, aber die du suchst, ist längst nicht mehr darunter. Scheint diese oder jene ihr ähnlich, dann ist's wohl ihre Tochter, der wir hier begegnen.

Doch, wer geht da mit der Musikmappe vor uns her, ein bißchen ungsenk, schlank und rank! Die kleine Kathleen ist's, natürlich, wie konnte ich sie nur vergessen haben, mit der ich die ersten Briefchen wechselte und dafür von meinem moralisch empörten Erzieher Ohrfeigen bezog! Sie wandert durch viele Gassen entlang an einer hohen Mauer, dahinter haben wir einmal geturnt, und dann, da verschwindet das Grün, es wird weiß, winterlich. Es ist die Eisbahn, wo wir uns kennen lernten. Ich streiche mit der Hand über die Augen, da ist alles verschwunden, das Mädchlein, die glühende Fläche, und Häuser stehen dort, und gerade da, wo ich den ersten schrecklichen Sündenfall beging, wo ich in bemuhter Eile die Fahrt weit hinausgedehnt hatte, daß, als wir zurückkamen, es schon dunkelte und ich den ersten schmerzlichen Kuß auf eines Mädchens Lippe wagte, da haben wir das Rathaus hingebaut. War deine erste Liebesäußerung, deine Reue und dein Stolz auf den Erfolg so, daß du dieses Denkmal verdient haben? Mein kleiner Freund, ich hoffe, sie waren mehr wert! Ich wenigstens gebe das ganze Rathaus mit allem, was darum und darin ist, dafür, daß ich noch einmal an jener Stelle den unschuldsvollen ersten Kuß tauschte. Ich glaube, du auch, süßes Mädchlein, wenn du die Zeilen liest und dich erinnerst, obgleich du längst Geheimrätin und am Ende bald Großmutter bist! Komisch, daß ich dir's im Grunde heute noch übelnehme, daß du nicht auf mich gewartet hast!

Weißt du noch, wie sie hier im Museum einmal den Stumpf zeigten, den verlorenen Sohn, und die blauen Schweine voller Entsetzen waren? Damals tatet ihr Jungen so, als ob sie euch gefielen, aus Widerspruch natürlich. Und wie ist es gekommen? Heut hängt das Bild, wie ein alter Meister fast, in einem Museum, und wir jungen uns schon über keinen Ismus mehr auf. Doch hieraus suchst du solchen vergebens. Wie ich weiter wandere, ist der Junge auf einmal fort. Eben standen wir zusammen in einem Schulhof, und die wilde Jagd umtobte uns, da war noch der freundliche Diener, der die alte Glode läutete wie früher, und den wir darum an einem Vormittag ein halbes Duzend mal haßten und haßten, da waren noch ein paar der alten Präzeptoren, die ihre Art nicht geändert und nicht ihre Spitznamen, ein wenig klein wenig fürchte ich mich auch heute noch vor ihnen, in meiner grauen Haare. Aber mein Junge ist fort. Ich komme in die alten schönen Straßen, wo die Giebelhäuser waren und die Gotik wundervolle Backsteinbauten schuf. Warum bist du weg, Junge? Ich glaube, da sitzt des Rätsels Lösung von der Verunstaltung des Stadtbildes. Mein Junge bemerkt sich nicht, daß er diese Schönheiten gesehen. Nie hat er uns als Kinder darauf aufmerksam gemacht, was er um uns herum für Wunderdinge hatten. Wir wußten, wie der Schild des Achill aussah und eine römische Schildkröte, aber Kunst, alte oder neue, fremde oder Heimatliche, die kannten wir nicht. Wem nicht die Eltern ein wenig davon gaben, die Schule ließ ihn unbelehrt. Einmal haben sie uns in den Teutoburger Wald geschleppt, da hat ein Denkmal von Hermann dem Cherusker, von dem ich nichts mehr weiß, als daß es nie oder spät bezahlt worden ist, und daß ein Junge in seinem Nasloch — oder was der Zeigefinger? — Platz hatte. Nie sind wir durch die alte Stadt geführt worden, nie in einen der herrlichen Gassen, die blieben der privaten Ausbildung über-

lassen. Den Cherusker haben wir vielleicht auch nur aus historischem Interesse, nicht um der Kunst willen, besucht.

Da ist es kein Wunder, wenn unsere Generation kein Verständnis für Kunst hat, wenn wir achtlos am Herrlichen vorübergehen, weil's uns gewohnt war. Jetzt merken wir's, wenn wir uns mühsam im Leben nachgezogen, was die Schule hätte bringen sollen. Aber die anderen, die das nicht getan, denen müssen wir solche Rathäuser verdanken, sie können ja nichts dafür; denn sie haben im Leben keine Zeit zum Nebensächlichen, wie es die Kunst ist und das Schöne.

O Schule! ich denke gern an dich zurück, aber das verzeihe ich dir nicht. Die Schönheit eines Hexameters hast du mich gelehrt, die Schönheit der Heimat mir verschlossen. Jetzt nach zwanzig Jahren hab' ich sie endlich nachgeholt.

Mein kleiner Bursch, da bist du ja wieder, du willst mir noch mehr zeigen? Laß es genug sein für heute. Die Jugend kehrt nicht wieder und so schön sie war, daß sie gewesen, macht traurig. Denke daran, daß du einst, ohne zu verstehen, auf den verbotenen Kneipen von der alten Burschenherrlichkeit gesungen und laß uns voneinander gehen. Wenn mir das Leben einmal wieder einen Zwischenakt gestattet, rufe ich dich!



Die letzte Fliege.

Eine Puderfrisur-Geschichte von Wilhelmine Reiche, Wiesbaden.

Da war sie ja wieder, die träge alte Winterfliege, und nun hatte sie sogar die Keckheit, sich auf die zarte Wange von Madame la Marquise de Rosignol niederzulassen; sie hob die beringte Hand — hatte sie sie? Nein . . . richtig entwischt! Da saß sie schon wieder oben in der Gardine des Toiletentisches. Wie schwarz und häßlich sie sich von dem weißen Stoff abhob, wie ein Fleck und jetzt marschierte sie sogar in die Bandrossette über dem Spiegel hinein, als sei dies ihr Boudoir. Die kleine Marquise lachte. Arme einsame Mouche, es mußte doch scheußlich sein, sich so überlebt zu haben; Gott sei Dank, daß sie selbst noch jung war. Madame versank in Reflexionen, aus welchen sie erst der Schlag der kleinen Rokokouhr weckte. Ja, wie spät war's denn eigentlich? Sieben? Mon Dieu, sie war ja noch nicht halb fertig und Monsieur de Perpignon konnte jeden Augenblick erscheinen, um sie zur Oper abzuholen.

„Franchette!“ — „Madame la Marquise . . .?“ — „Vite, vite, ma chère, den Pudermantel. Vorsicht, verdirb mir das Coupet nicht.“ Und dann küßten die gewandten Hände der Jose das Haupt von Madame de Rosignol in eine Wolke weißen Staubes, bis der dunkle Eodenturm einem frisch beschneiten Schneegipfel glich. „Genug, genug!“ stöhnte endlich die Gequälte und wehte sich mit dem Taschentuch Luft zu, — dann nahm sie selbst die Hasenpfote und verteilte geschickt die Puderschicht über das jugendliche Gesichtchen, Hals und Arme, während Franchette auf einem Glasplättchen das Rot präparierte, um Wangen und Lippenpaar „die Farbe der Rosen“ wiederzugeben. Draußen ging die Klingel. „Monsieur le Marquis bittet eintreten zu dürfen,“ meldete der Diener. „Er ist willkommen.“ — Nimm mir den Mantel ab, Franchette. Bonsoir Monsieur de Perpignon — Sie sind zeitig.

Die kleine Marquise nickte und lächelte in den Spiegel, in welchem sie den Eintretenden und dieser sie erblicken konnte. „Bonsoir Heloise,“ er machte ihrem Spiegelbild eine Referenz, und küßte dann grazios die Fingerspitzen der kleinen Hand, die sie scherzend auf dem Rücken hielt. „Nehmen Sie Platz, Monsieur, ich habe mich, wie Sie sehen, ein wenig verspätet, und so haben Sie nun das Vergnügen, der Vollendung meiner Toilette beizuwohnen zu können.“ — „Weshalb ich nun die Ungeduld preise, die mich beflügelten Schrittes hierher trieb.“ — „Welch zierliche Wendung Sie stets zu finden wissen, Monsieur de Perpignon! Zum Lohn für Ihren Eifer dürfen Sie mich

S—f—f—f—f—f—f—f—f—f—um!

„Sie sind ennuyant mit Ihren Sentiments Marquis, hören

Wange, der Nasen — zu viel weiß, zu viel Fläche — es fehlt etwas — der Kontrast — oder vielmehr er genügt nicht.“ — „So hat der Künstler seine Schuldigkeit nicht getan, ich werde die Zahlung verweigern,“ schmolte sie. — „Geduld, Tenerife, Geduld, wir werden den Fehler finden, vielleicht wenn . . .“

S—j—j—j—j—j—j—j—j—um!

„Ah — le voilà! — comme c'est piquant — exquis!“
 „Was, auf meiner Wange die Fliege?“ — „Oui c'est la
 cachet qui manquait, der Kontrast, der fehlte. Wie das
 warme Sammettschwarz die Haut hebt — und das schillernde
 Grün der Flügel zu dem Rot der Wangen! — Ravissant,
 en vérité! Ah, schade, Sie haben sich bewegt, Heloise.“
 — Sie lachte ein wenig pikirt. „Wohl möglich, mon ami,
 die „Entzückende“ kitzelte mich und da sie entflohen, muß
 ich nun leider, weniger schön, in die Oper, vorausgesetzt,
 daß Sie sie nicht einfangen und in Ihrem Riechbüchchen
 mitnehmen wollen.“ — „Spotten Sie nicht, Heloise, wenn
 Sie wüßten, wie entzückend Ihnen die Mouché zu Gesichts
 stand, Sie würden nicht lachen, aber — ah — une idée!
 Ihr Necessaire, Heloise, Ihre kleine Schere — Sie erlauben
 einen Augenblick. . .“ — Unten ging die Glocke, man hörte
 Franchette mit einer Männerstimme verhandeln. „Madame
 la Marquise, ein Bote hat soeben diesen Karton für
 Madame abgegeben.“ Die Marquise warf einen schelmischen
 Seitenblick auf Monsieur de Perpignon. „Ein Karton für
 mich —“ — „Es sind Blumen darin, Madame.“ — „Ein
 Bouquet, ah — herrlich, jedenfalls von Monsieur d'Urcourt,
 —“ lächelte schelmisch die Marquise. Franchette hob
 einen kostbaren Strauß aus dem Karton. „Du wirst den
 Diener reichlich belohnen müssen, Franchette, hier — das
 Douceur. Mes compliments à Monsieur d'Urcourt —
 ah non. . . Pardon, Monsieur de Perpignon — der Strauß
 ist ja von Ihnen — hier steckt Ihre Karte — und da, vor
 steckt in den Blumen, ein Etui . . . wie wundervoll! Ein
 Armband aus Rubinen und Perlen. Ich bin tief beschämt,
 mon ami, mille remerciements!“ Sie reichte ihm lächelnd
 die Hand . . . aber, was treiben Sie denn, Marquis? —
 Wie entzückend, eine kleine Fliege aus Heftpflaster ge
 schnitten.“ Der Marquis legte die niedliche Silhouette
 seinen Handrücken. „Voilà Madame, — ein genaues Eben
 bild der Entflohenen.“ — „Adorable, cette mouché, die hat
 doch nicht etwa . . .?“ — „Allerdings, die Ungetreue
 ersetzen! Hier, gerade neben dem Grübchen auf der Wange
 soll sie ihren Platz finden. Sie erlauben Madame? —“
 Sie werden Furor machen mit meiner Erfindung, Heloise.
 Die Marquise warf einen Blick in den Spiegel; sie mußte
 gestehen, daß er Recht hatte. „Meine Schuld wächst mit
 der schwindelnder Höhe Ihnen gegenüber, Marquis“ —
 „hier, küssen Sie mir die Hand, daß ich Ihre Schöpferin
 freiere. — Und nun, en avant, Monsieur. Wir versäumen
 sonst die Ouverture. Nehmen Sie Degen und Dreißiger.
 Franchette — sind die Portechaises bereit?“ — „Pas
 vite, Madame, Sie vergessen mein Honorar, ich bin ein
 pauvre Artiste, und kann nichts stunden — bitte, wo
 ich quittieren?“ Sie reichte ihm schelmisch die Wange.
 „Hier, in Unbetracht Ihrer großen Verdienste neben der
 Mouché.“ — Entzückt näherte er sich ihr.

S—f—f—f—f—bums! Da sah die wirkliche Fliege dicht neben der künstlichen Genossin, diese entsetzt mit ihren hunderttausend Prismen-Augen betrachtend. Marquis lachte. „Ein schlagender Beweis für die Wirklichkeit meiner Nachbildung, sie glaubt sich wirklich die Zeit „der Rosen“ versetzt.“ — „Es geht ihr eben Ihnen, Marquis,“ neckte Madame. — „Da könnten Sie recht haben, Heloise, aber was tun? Der angegebene Tag ist besetzt und . . .“ — „Nun, so wählen Sie einen anderen Alphonse“ — und dann verstummte sie notgedrungen Weise.



Locken.

Von Emanuel Geibel.

Heute war ich fast erschrocken
Dir zu Füßen hingekniet,
Als du plötzlich deiner Locken
Wilden Reichtum losgeschürst.

Glänzend um die schlanken Glieder
Wallt' ihr fesselloser Schwall
Auf des Teppichs Purpur nieder
Wie ein schwarzer Wasserfall.

Ach, und als du nun die braunen
Nätfelangen aufwärts schlugst
Und in reizendem Erstaunen,
Was mich so verwirre, frugst.

Als du dann zum Spiegel hüpfstest
Und die Schnur von Perlen dir
Ländelnd um die Stirne knüpfstest —
O wie schön ersiehst du mir!

Lachend, keines Wortes mächtig,
Stand ich, atemlos gebannt,
Wie verzaubert in ein prächt'g
Märchen aus dem Morgenland.



Der germanische Hindergrund des Martinstages.

Von F. G. Pflug.

Wenn die Herden von ihren Weiden nach den Ställen
zurückgekehrt und die Früchte des Feldes eingeerntet waren,
dann feierten unsere heidnischen Vorfahren ihr großes
Jahresschlussfest. Lodernde Feuer stiegen empor zu Ehren
der segenspendenden Götter, reiche Opfer an allerlei Tieren
und Früchten des Feldes wurden den flammenden Holz-
bögen überliefert, festliche Schmausereien und fröhliche
Trunkgelage beschlossen dieses letzte große Fest im Laufe
des Jahres. Als die christlichen Sendboten ins Land
kamen, da sahen sie gar bald ein, daß an eine Ausrottung
dieses Dank- und Opferfestes nicht zu denken war, und es
blieb ihnen nichts anderes übrig, als diese heidnischen
Bräuche nach und nach in ein christliches Gewand zu kleiden.
In der Hauptsache galt dieses große germanische
Jahresschlussfest Wodan, dem Spender des sommerlichen
Erntegutens, in dem heiligen Martin von
Lauras aber besaß die christliche Kirche einen Heiligen, der
manchen Zug mit dem alten Heidengotte gemein hatte. Als
Sohn eines römischen Kriegstribunen 316 zu Sabaria in
Lagern geboren, trat er auf Befehl seines Vaters, nachdem
er vom 10. bis 15. Jahre die Schule der christlichen Kate-
chetik in Pavia besucht hatte, in das römische Heer ein.
Nach wenigen Jahren aber schied er aus dem Kriegsdienst,
ging nach Gallien, wurde ein Schüler des Bischofs Hilarius
von Poitiers und galt bald als ein Muster aller christlichen
Tugenden. Die Legende erzählt von ihm, daß er einst
seinen Mantel mit einem Armen teilte; der Arme war
Christus selber, der, mit dem Mantelstück bekleidet, in der
nächtlichen Nacht dem frommen Mann erschien. Gegen seinen
Willen erhob ihn das Volk 375 auf den Bischofsstuhl von
Lauras. Als er im Jahre 400 starb, da hatte er sich ebenso
große Verdienste um die Ausbreitung des Christentums in
Gallien erworben, wie Bonifatius in Deutschland. St.
Martins kriegerisches, aber doch auch menschenfreundliches
Leben war trefflich geeignet, ihn an Stelle Wodans zu
setzen, dazu stellte man ihn meist auf weißem Streitrosse
mit langem, flatterndem Mantel dar, also ganz ähnlich,
wie sich die heidnischen Germanen Wodan, den Schimmel-
reiter, dachten, und außerdem fiel der ihm geweihte Tag,
der 11. November, in die Zeit des großen Herbstfestes.

Die alten heidnischen Opferfeuer, die einst dem Wodan
galten, sie flammten nun auf zu Ehren des hl. Martin,
und als Martinsfeuer haben sie sich erhalten bis herauf
in unsere Zeit, namentlich in der Eifel und nordwärts
davon am Rhein bis nach Belgien und Holland hinein.
Wochenlang vorher schon zieht die Jugend von Haus zu
Haus und sammelt unter dem Rufe:

„Wir holen heute Holz und Stroh,
Hohoho! Froh! Froh! Froh!
Heiliger Sint Martino!“

alte Besen, Körbe, Holz, Stroh und sonst leicht brennbare
Stoffe, damit am Martinsabend ein tüchtiger Haufen ge-
schichtet werden kann. Am Vorabend des Martinstages
flammen dann allerorten die Feuer auf und gewähren,
namentlich aus der Ferne gesehen, einen prächtigen An-
blick. In fröhlicher Ausgelassenheit umtanzt die Jugend
die Feuer, reißt wohl auch kleine Feuerbrände heraus und
läuft damit durch die Felder. Ist das Feuer ziemlich
niedergebrannt, so springt man über die erlöschende Glut,
die zurückbleibende Asche aber streut man über die Winter-
saaten, um deren Gedeihen zu fördern und sie vor Schneeden-
fraß zu sichern. Früher war es auch vielfach Sitte, in den
Martinsfeuern Körbe mit Backwerk und Früchten zu ver-
brennen. Noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahr-
hunderts zogen die Kinder im Nassauischen umher und
sangen: „Steuert uns etwas zum Martinfeuer, Äpfel
und Birnen wollen gebraten sein! Werft uns ein großes
Stück Holz oder eine Schanz (Welle) oder ein Gebund Stroh
heraus!“ Bei Leyden und Dortrecht wurden die Körbe,
sobald sie in Brand gerieten, umgeworfen, so daß ihr Inhalt
an Obst und Kuchen auf die Erde rollte, von dem nun
jedes Kind so viel wie möglich zu erhaschen suchte.

Diese kleinen Züge weisen deutlich auf den heidnisch-
germanischen Ursprung der Martinsfeuer hin, schrieben
doch unsere Vorfahren diesen heiligen Opferfeuern reini-
gende und heiligende Wirkung zu. Der Sprung über die
Feuer befreite von schwerer Krankheit und schützte vor dem
schädlichen Einfluß böser Dämonen; so weit ihr Schein
leuchtete und ihr Rauch zog, waren Feld und Flur gesegnet,
und ihre Asche brachte Baum und Saat glückliches Gedeihen
und reiche Fruchtbarkeit. Die Körbe mit Backwerk und
Früchten aber sind Reste der alten Opfergaben, die man
in heidnischer Zeit den Feuern überantwortete.

Noch abgeschwächter tritt uns der Brauch der heid-
nischen Herbstfeuer in den Kinderfackelzügen entgegen, die
namentlich in Friesland, Hannover, Oldenburg und
Mecklenburg an die Stelle der Martinsfeuer getreten sind.
Mit bunten Papierlaternen, mit ausgehöhlten Rüben und
Kürbissen, in denen brennende Lichter stecken, ziehen dort
die Kinder, die alten Martinslieder singend, durch die
Straßen. Hin und wieder finden sich in diesen Liedern
leise Anklänge an die ehemaligen Festfeuer und das dabei
übliche Verbrennen der Fruchtkörbe, so, wenn in der
Gegend von Iserlohn gesungen wird:

„Dat Appelfen maut gegiäten sin,

„Dat Nüetken maut geknappet sin,

„Dat Kilorwen (Körbchen) maut verbrannt werden“,
meist enthalten die Lieder aber nichts weiter als die Bitte
um Äpfel, Birnen und Nüsse. So beginnt z. B. ein solches
Martinslied:

Marten, Marten gaud man,
De wol wat vergeben kan,
Appel und de beeren,
Nütte gaud vermeren.
Leibe frue, gebe se uns wat,
Eaten se uns nich to lange stan, usw.

Früher wurden zu Ehren St. Martins in vielen
Gegenden auch eigene Brote gebacken und geweiht, die je
nach der Form und Größe Martinswecken, Martinshörner,
Martinsfrapsen usw. hießen. Diese Brote wurden meist
als Spenden an Arme und Befreundete verteilt, und man
rühmte ihnen Schutzkraft für Leib und Gut nach. Schon
daraus läßt sich auf ihren heidnischen Ursprung schließen,
denn den Opferkuchen schrieb man allerlei wunderbare
Kräfte zu, und fast immer verwandelten sich die Opfer in
christlicher Zeit in Abgaben oder Almosen. Auch die Form

der Gebäde, namentlich der Martinshörner, deutet zurück ins germanische Heidentum, sie erinnert an die alten Opferfuchen, denen man die Form der zu opfernden Tiere oder von Teilen derselben gab.

Allen großen germanischen Opferfesten folgte ein fröhlicher Schmaus, denn von den zahlreich geopfertem Tieren wurden stets nur einige edle Teile dem brennenden Holzstoß überliefert, während das übrige Fleisch von den Teilnehmern verzehrt ward. Diese Opfererschmäuse erhielten sich natürlich auch in christlicher Zeit. Zwar ersetzte die Kirche gegen diese Gelage als heidnische Sitten, so schon auf der Synode von Auzerre (584), jedoch vergebens. „Gense, hüener, vogel, swin, dermel (Würste); pswen sulnt da sin“, heißt es in einem alten Spruch des Mittelalters, der die Freuden des Martinstages schildert. Vor allem wurde die Gans zum Festbraten des Tages. „Erstlich loben sy Sanct Martin mit guotem Wein, geuhen bis sy voll werden. Unselig ist das Hauf, das nit auff des Nacht ein Gans zur ehen hat“, sagt Seb. Frank in seinem Weltbuch, und Heinrich Panthaleon aus Basel (1522—1595) schreibt in „Der deutschen Nation Heldenbuch“: Die Leute pflegen zum Gedächtnis S. Martini in Deutschland mit fröhlichem Gemüt St. Martensnacht zu begehen, die Martensgans zu essen, und mit Nachbarn und dem Hausgesinde fröhlich zu sein.“ Nach dem hauptsächlichsten Gericht nannte man das ganze Gelage anserina festivitas, und manches Lied erscholl zum Lobe der schmachtigen Gans, so sangen z. B. die Mönche beim Beginn des Martinschmauses:

Herbei, herbei zur Martensgans,
Herr Burkhardt mit den Brezeln! Jubilemus!
Bruder Urban mit der Flaschen! Cantemus!
Sanct Barthel mit den Würsten! Gaudeamus!
Sind alles starke Patronen
Zur feisten Martensgans,
Man darf ihrer nicht schonen,
Sie können's wohl belohnen,
So hebt nun an!“

Daß die Martinsgans ursprünglich ein heiliges Opfertier war, geht vor allem auch daraus hervor, daß man ihr allerhand Wundereigenschaften beilegt, insbesondere aus ihrem Knochengerüst das Wetter und die Fruchtbarkeit des neuen Erntejahres weissagt. Zum ersten Male erwähnt diesen Aberglauben Dr. Hartlieb, der Leibarzt Herzog Albrechts von Bayern, in seinem „Buch aller verbotenen Kunst, ungelaubens und der Zauberei“ (1455). Er sagt da: „Als man zu Sant Martinstag oder nacht die gans gegessen hat, so behalten die eltesten und die weisen das prustpain, und lassen das trucken werden bis morgens früh und schawen dan das nach allen umbstenden si dan hinden und in der mitt. Darnach so urteilen si dan den winter wie er sol werden kalt, warn, trucken oder naß, und sind so vest des gelauben, das si darauf verwetten ir gut und hab.“ Nach einer anderen älteren Mitteilung zeigen die Brustknochen der Martinsgans anhaltende Kälte an, wenn sie rot sind, dagegen leidliches Wetter, wenn sie klar, weiß und durchsichtig sind. Der Aberglaube, der in den roten und weißen Flecken der Brustknochen der Martinsgans Anzeichen der künftigen Witterung sieht, besteht heute noch weit und breit, doch ist man sich, wie auch schon früher, nicht immer klar, ob die roten und weißen Stellen Kälte oder Frost bedeuten. In manchen Gegenden ist das Gänsebein übrigens als falscher Wetterprophet erkannt worden und heißt deshalb Lügenbein.

Wie wir aus der oben mitgeteilten Stelle aus Seb. Franks Weltbuch erfahren, vergaß man beim Martinschmaus auch des Trinkens nicht, man „lobte Sanct Martin mit guotem Wein“, man trank seine Minne, sein Gedächtnis; echt germanisch, denn bei keinem heidnischen Opferschmaus fehlte der Minnetrunk zu Ehren des Gottes, dem man geopfert hatte. Leider brachten diese Gelage, die im Mittelalter so ausarteten, daß die Obrigkeit dagegen einschreiten mußte, den guten Ruf des Heiligen herunter, ja, wurde schließlich gar der Patron der Trinker und Prasser, und einen der Völlerei ergebenen Gesellen nannte man einen Martinsmann. In Frankreich pflegt

man noch heute die Trunkenheit oder das ihr häufig folgende Uebel scherzweise „mal de St. Martin“ zu nennen.

Zum Schluß sei noch der bedeutsamen Rolle gedacht, die der Martinstag als Fasttag spielt. „Regen auf Martin bedeutet viel Wein, so viel Troppe, so viel Schoppe“, heißt es in den Weinorten der Rheinpfalz. Andere Wetterregeln lauten: Martinstag trüb, macht den Winter lieb; Martinstag hell, macht das Wasser zur Schell. Wenn Martin Regen fällt, ist's mit dem Weizen schlecht bestellt. Martin Schnee tut den Früchten weh. Das Volk kennt eine ganze Reihe solcher Wetterregeln, und auch diese weisen wohl zurück in die heidnisch-germanische Vorzeit, zurück zu Wodan, den alten Sturm- und Wettergott, an dessen Stelle St. Martin als Wetterheiliger trat.



Der Veteran.

Humoreske von Max Hirschfeld.

Gestatten Sie, Herr Direktor — Pardon, wollte sagen Herr Bürgermeister, mein Name ist Huppach, bin zärtlicher Vater —

„Wie? Was sind Sie?“

„Ich glaube“, sagte der kleine Mann mit dem etwas schäbigen Aeußern, sich in die Brust werfend, „ich bin ein zärtlicher Vater“ in den weitesten Kreisen rühmlich bekannt —

„Ja, ist denn das etwas Besonderes? Wenn Sie viele leicht Kinder haben, oder meinetwegen auch nur eins, versteht sich das von selbst.“

„Bitte, Herr Bürgermeister, Sie haben mich nicht richtig verstanden, ich bin durchaus kein zärtlicher Vater —“

„Nun also, warum sagen Sie es denn zuerst?“

„Kein zärtlicher Vater in dem Sinne, als ob ich eine zahlreiche Familie hätte. Im Gegenteil, ich sitze ganz allein, ich bin sozusagen selbst ein Waisenkind.“

„Nun, dann heraus mit der Sprache, was sind Sie eigentlich?“

„Durchreisender Schauspieler mit Familie und in großer Bedrängnis, da unser Direktor uns in Boms durchbrannte; mit der Kasse, Herr Bürgermeister — mit der Kasse!“

„So, so! Na — und?“

Der „Gestrenge“ hob dabei die Brille hoch und betrachtete prüfend die untersehte Gestalt, das breite, faltreiche Gesicht des „zärtlichen Vaters“, welches trotz der Ernstes der Situation einen ungemein komischen Eindruck machte.

„Ich bitte um die gnädige Erlaubnis, eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung veranstalten zu dürfen.“

Der Bürgermeister runzelte die Stirn und sagte kurz: „Das geht nicht, wir haben schon ein Karussell und zwei Würfelbuden hier; die Vergnügungssucht der Bevölkerung nimmt schon überhand, und es darf nicht so weit gehen, daß die Obrigkeit diese Sucht weiter unterstützt.“

Der Bittsteller machte ein geradezu klägliches Gesicht und erschien dem Vater der Stadt mit seiner Grimasse so komisch, daß er laut auflacht. Plötzlich schlug er sich auf die Stirn, ein Gedanke war ihm gekommen, der seine Heiterkeit neue Nahrung gab und er sagte:

„Hm! Will sehen, ob Sie was können. Kommen Sie heute abend Punkt 8 Uhr in den „Bären“, am Markt, dort treffen Sie mich; das Weitere wird sich finden. Adieu!“

Huppach wartete Punkt 8 Uhr im Gasthause „Bären“ auf den Herrn Bürgermeister mit einer gewissen ängstlichen Spannung.

Aus dem Nebenzimmer drang der Lärm einer großen Versammlung, dazwischen laute Zurufe wie „Pöbelberger! Wo ist Pöbelberger, der Kenommiß, der Aufschneider der gewaltige Kriegsheld!“

Schon längst war der alte Pözelberger dem ganzen Kriegerverein ein Gegenstand des Ueberdrusses. Seine Kriegsanekdoten hatte jeder schon hundertmal gehört, und dabei alle fünf Minuten die Redensart: „Ja, wir von der Kavallerie!“ Er drückte sich immer nur so allgemein aus, von einer besonderen Waffengattung innerhalb der Kavallerie sprach er nicht. Er hatte nämlich beim Train gedient. Nun, der Train ist eine sehr achtenswerte Truppe, aber Tatsache ist, daß die Train-Abteilung, der Pözelberger im Jahre 1870 als Landwehrmann angehört hatte, dem Feinde nicht auf zehn Meilen nahe gekommen war. Trotzdem rühmte er aufs unerschämteste mit blutigen Kriegsabenteuern. Sprach einer von der und der Schlacht, gleich fiel er ein: „Ich weiß, ich weiß — unsere Schwadron stand im Vordertreffen —“

Wurde der Name eines in den Jahren 1870/71 Gefallenen erwähnt, so rief Pözelberger, während er mit dem krummen Schnupfstuch über die Augen fuhr: „Der arme Junge! Er fiel neben mir. Seine letzten Worte waren: Pözelberger, grüß meine Braut.“

„Aber er war ja verheiratet,“ wandte jemand ein. „Ganz recht!“ Pözelberger, sagte er, „grüß meine Frau und meine lieben Kinderchen!“

„Aber er hatte keine Kinder!“ „Das weiß ich besser. Vielleicht keine Frau, aber Kinder hatte er.“

Heute schien alles außer Rand und Band.

Der Bürgermeister, Vorsitzender des Kriegervereins in M., erschien auf der Bildfläche und fragte sogleich nach Pözelberger.

„Noch nicht hier,“ erscholl es von allen Seiten.

Hierauf winkte er Huppaz hinein und stellte ihn der Versammlung vor. Allgemeine Stille und verwundertes Kopfschütteln.

„Was hat denn nur der Herr Bürgermeister?“ fragte man sich. „Bringt er uns da einen jener „Kameraden“ an, die wir zu Hause als durchreisende Bettler zur Genüge kennen gelernt haben. Der Bürgermeister war ja selbst der größte Feind dieser Sorte von Kameraden.“

„Meine Herren,“ sagte der Bürgermeister, „ich erlaube Ihnen hier einen „zärtlichen“ Vater vorzustellen.“ Das Ersäunen wurde noch größer. Sollte der Bürgermeister übergeschnappt sein?

Ein zärtlicher Vater, der in seinem Beruf Schauspieler ist, fuhr der Vorsitzende heiter lächelnd fort, und heute habe ich ihm eine Rolle zugedacht, in der er weniger den „zärtlichen Vater“ als — nun, meine Herren, ich möchte wohl verraten, aber ich kann wohl sagen, der Spaß wird prächtig werden.“

Als man aber weiter neugierig in ihn drang, setzte er einen Plan auseinander, der von der Versammlung mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Pözelberger kam, nichts Böses ahnend, in die Versammlung, und auch ihm wurde der fremde Gast vorgestellt, wobei dessen Name etwas undeutlich genannt wurde. Auch er wunderte sich ein wenig, als er aber sah, daß die übrigen alles in Ordnung zu finden schienen, setzte auch er sich nieder und bestellte sein Glas Bier.

„Ja, wovon sprachen wir doch eben,“ nahm der Bürgermeister scheinbar wieder das Wort auf, „richtig, von Gravelotte —“

„Ah, wo ich verwundet wurde!“ rief Pözelberger.

„Wie, Sie wurden bei Gravelotte verwundet?“ fragten die Leute lebhaft.

Es gab keine Schlacht, in der er nicht verwundet worden wäre, und gewöhnlich nahm man die Redensarten mit einem verächtlichen Lächeln auf. Kaum bemerkte er das Interesse der Kameraden, als er Feuer und Flamme wurde und fortfuhr: „Ja, verwundet, und wie!“ (Pause.)

Ihr würdet mich nicht hier sehen, ohne meinen Kameraden — wie hieß er doch gleich — richtig: Lohmeyer! Dieser brave Junge trug mich auf seinen Schultern aus der Schlacht — entschuldigt mich, Kinder, ich bin nicht anders —“

Und er hob das rotgelbe Schnupfstuch. Ehe er es aber an die Augen gebracht hatte, ließ er es erstaunt wieder sinken, denn sein Gegenüber, der fremde Gast, hielt ebenfalls ein rotgelbes Schnupfstuch in der Hand, und über seine Wangen liefen dicke Tränen. Plötzlich erhob er sich, trat auf Pözelberger zu und rief:

„Pözelberger, kennst du mich nicht mehr?“

„Ich — ich kann mich wirklich nicht entsinnen —“ stotterte dieser bestürzt. — „Ich bin Rodenstein, ich bin derjenige, der dich bei Gravelotte auf diesen Armen mit eigener Lebensgefahr aus der Schlacht getragen hat.“ Er kam auf Pözelberger zu und umarmte ihn heftig, so daß dieser laut aufschrie: „Aber nicht so toll, nicht so toll!“

„Pözelberger, alter Freund, auch in deinen Augen sehe ich jetzt Tränen, du erkennst mich also jetzt, deinen alten Rodenstein, mit dem du oft, so oft im Feuer standest?“

„Ja, ja, ja,“ stammelte Pözelberger. Er war innerlich überzeugt, daß hier eine Verwechslung stattfinde, aber er wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den ungläubigen Kameraden einen Wahrheitsbeweis für seine Rodomontaden zu liefern.

„Also er hat Ihnen das Leben gerettet,“ rief der Bürgermeister, „und Sie lassen die Gelegenheit vorübergehen, ihm dafür zu danken?“

Pözelberger ergriff sofort „Rodensteins“ Rechte und schüttelte sie herzlich. „Ich danke Ihnen —“

„Was? Ihnen? Das einem langjährigen Duzfreunde?“ „Ich danke dir recht sehr — ja, ich danke dir — Dank — Dank!“

„Ach was, Dank,“ sagte einer aus der Runde, „das kann jeder sagen. Man muß sich mit der Tat dankbar beweisen.“ Wenigstens soll er die Zechen seines Lebensretters bezahlen.“

„Ja, Zechen bezahlen,“ heulten die andern.

„Ich will — die Zechen bezahlen,“ sagte Pözelberger widersprechend, denn er war sehr knauserig.

„Nie und nimmer!“ rief „Rodenstein“ mit edlem Pathos. „Nie und nimmer werde ich es zugeben, für eine Tat, die mir ein Gefühl der reinsten Freundschaft diktierte, auch nur die geringste Bezahlung anzunehmen.“

„Er ist noch immer der alte,“ jubelte Pözelberger und umarmte den „Kriegskameraden“. „Nein wir wollen unsere Freundschaft nicht durch Bezahlung einer edlen Tat entweihen.“

„Nein, das wollen wir nicht,“ bekräftigte der Schauspieler, „wenn ich überhaupt so ein Mensch wäre, würde ich sagen: Pözelberger, gib mir die zehn Taler zurück, die ich dir am Tage vor der Schlacht von Gravelotte geliehen habe; aber das tue ich nicht.“

„Oho!“ rief der Bürgermeister, sich über den erblassenden Pözelberger amüsierend, „da haben wir als Kameraden doch auch ein Wort mitzureden. Freunde, was würdet Ihr mit einem Kameraden tun, der seinem Lebensretter und Kriegsgenossen das entliehene Geld nicht zurückgibt?“

„Ausschließen! Mit Schimpf und Schandel!“ brüllte der Chor.

„Aber ich kann mich dieser Schuld nicht erinnern,“ wagte Pözelberger einzuwenden.

„Und wenn auch,“ erwiderte der Bürgermeister unwillig, „würden Sie dem Retter Ihres Lebens nicht soviel Vertrauen schenken? Sollte ein so hochherziger Mann fähig sein, Sie um eine so geringe Summe zu betrügen?“

Kurz und gut, Pözelberger rückte mit den dreißig Mark heraus. Dann aber wurde ihm die Situation unheimlich, und er drückte sich so rasch wie möglich.

Am darauffolgenden Abend schwamm Huppaz in Wonne. Er machte mit seiner „musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung“ ein glänzendes Geschäft. Die ersten Plätze hatten natürlich die Mitglieder des Kriegervereins unter Ägide ihres Vorsitzenden, des Bürgermeisters, eingenommen. Nur Pözelberger war nicht erschienen.

Er hat auch die Vereinsitzungen nie wieder besucht.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Das Teufelchen.

Mein Schwesterlein und ich, wir saßen einmal ganz allein beim traulichen Lampenschein am abendlichen Teetisch. Wie nachdenklich das kleine Gesicht mir gegenüber heute ausah! Schon um eine Weile hatte ich mich darüber gewundert. Was mochte es nur sein, was sie so stark beschäftigte, daß von dem frohen Kindergesicht auf einmal aller Sonnenschein wie weggeschwunden schien? Da kam die Frage, ganz schon: „Sag' Carla, gibst du einen Teufel?“ — Eine heimliche Angst lag in den Kinderaugen, die sich da so fest auf mich hefteten. Kind, wer hat dir denn die Angst in dein frohes Herz gelegt, diese Angst, die du vormals nicht kanntest? Das war mein erster Gedanke, und fast tat es weh, das zu denken. Aber antworten mußte ich ja, — was? — Ich sagte: „Nein.“

Und dann versuchte ich, ihr zu erklären, was die Leute meinen, wenn sie vom Teufel reden: Das Böse im Herzen, was uns sagt: „Tu's doch, tu's doch, es schadet ja nichts, wenn wir ganz noch wissen, daß wir es nicht tun dürfen.“ Der liebe Gott, der hat jedem Menschen eine ganz seine Stimme ins Herz gegeben, die sagt uns, was wir tun sollen, was gut ist. Aber weil sie so fein ist, drum müssen wir auch ganz still zuhören, was sie sagt. — Sie nickte ganz ernst mit dem Kopf. — „Ich glaube, das, was man nicht darf, das sieht dann immer ganz besonders schön aus, nicht?“ — Leider, mein Kleines, leider ist es so. — „Weißt du, es war schon mal so bei mir,“ fuhr sie fort. „Neulich, da saß ich ganz allein am Tisch abends. Und Mutter hatte mir verboten, Tee in die Milch zu gießen. Ich wollte es auch nicht tun; aber da stand die Teelanne vor mir, und die blühte so schön, wenn ich hinguckte, und es war immer, als sagte sie: „Gieh doch ein, Gerda, es sieht ja niemand!“ Und sie blühte immer heller und schöner. Und ich hätte es beinahe doch getan. Aber da hab' ich meine Hand ganz fest gehalten mit der anderen und hab' weggedacht.“ — Gelt, ihr habt es nicht gewußt, daß in der gemüthlichen, guten Teelanne solch ein listiges, blühendes Teufelchen stecken kann?

Ja, für solch' ein kleines Menschenkind gibt es manchmal eine Versuchung, von der wir Erwachsenen nichts wissen.

Ein Sieg ist immer etwas Großes, wenn es auch nur einer ist über ein winziges Teufelchen.

(Christliche Freiheit.)

Schneegans. Die Mittagssonne eines milden Herbsttages glänzt vom Himmel und blüht die ganze große, herrliche freie Schöpfung in einen geheimnisvollen goldglühenden Schleier. Ein kräftiger Mann mit energischen Zügen ist an der Station des Vororts ausgestiegen, hat ein Bänkchen am Waldrande gefunden, wo er sich nun der süßen Ruhe, der ländlichen Stille und der wunderbaren Natur erfreut. Er steht Tag für Tag auf dem verantwortlichen Posten eines Verkehrsbeamten, den der Krieg noch mit Mehrarbeit überhäuft hat. Heute, nach einem anstrengenden Nachtdienst, gönnt er sich ein paar Stündchen der Erholung in der ländlichen Waldrube. Wie schön ist es hier draußen! Auf dem angrenzenden Acker bergen die Leute den reichen Kartoffelergas. Die Hungersnot wäre diesmal glücklicherweise abgewendet, denkt er. Da tauchen von rückwärts im Gebüsch etwa sechs bis acht weiße Gestalten auf. Sechs bis acht Mädchen sind es, übermüthig lachende und schäkernde Backfische. Als sie an dem Bänkchen vorbei kommen, werfen sie einen kritischen Blick auf den einsam Sitzenden: sie tuscheln, und als sie in etwas größerer Entfernung sind, sagen sie laut und deutlich vernehmbar: „Was tut der da?“ So einer gehört an die Front! Der einsame Mann hat es gut vernommen und fragt den auf dem Felde beschäftigten Bauersmann, was das für Mädchen seien. Der schaut ihnen nach, zieht die Stirn etwas in Falten und erwidert: „Um, Schneegans!“

Das verläumt Weiden. Der Sohn des Hauses ist nach zwölfmonatiger Abwesenheit auf einige Tage heimgekommen, frisch vom Schützengraben weg. Gleich erkundigt er sich, wie es mit der Denernte stehe, wieviel noch zu mähen sei. Als er hört, daß man noch etwa eine Woche zu schaffen habe, er bietet er sich sofort, gleich von morgen ab mitsutun. Man möge ihm nur die Sense dergeln. Als er erwacht, steht die Sonne bereits hoch am Himmel, und er erkennt, daß die anderen längst auf dem Felde seien. Wie eine heimliche Scham überkommt es ihn, daß er so lange geschlafen habe; nach wenigen Minuten schon steht er vor der Mutter in der Küche und sagt mit herbem Vorwurf: „Mutter, wie könnt ihr mich so lange schlafen lassen? Rängst sollte ich mit den anderen so und so viele Matten gemäht haben!“ Aber die Mutter lächelt nur glücklich, und unter Tränen erwidert sie: „O, du guter Bub; ich hätte dich wecken sollen, da du so viele Nächte vor dem Feind für uns gewacht hast!“

Ohne Zehe. Da erzählt eine Bauernfrau, die ihren einzigen Sohn im Felde hat, folgendes über ihn: „Oft fällt mir jetzt ein Gedächtnis ein aus seiner Jugendzeit. Der Nachbarbub lernte das Radfahren. Und da liefen sie mit den anderen vom Dorfe wie verrückt die Straße auf und ab. Denn das Radfahren war damals etwas Außerordentliches. Als nun der Nachbarbub dieses Kunststück endlich selbstständig fertig brachte, wollte es mein Bub auch lernen. Aber sein Vater war völlig dagegen. „Bei den Ohren nehme ich dich, wenn du mir das anfängst!“ Aber wie die Bubens sind, wenn sie einmal etwas im Sinne haben! Er lernte es heimlich. Und bei sein Ungehorsam gleich bestraft würde, riß es ihm bei einem Anprall an den Baum die große Zehe weg. Das Ding blühte natürlich nicht wenig, und obwohl der Kamerad gleich die Zehe in den Garten fortwarf, kam der Vater bald dahinter. Das erste, was er tat, war, daß er seinen unfolgsamen Sprößling gehörig bei den Schmalzfedern antrieb und dann ins Bett trieb. Der Vater hat ihn verbunden, weil das Bluten sich nicht mehr stillen wollte. Als ich nach diesem harten Auftritt mit dem Vater mit ihm allein war, sagte er voller Sorge zu mir: „Sag mir, Mutter, bloß das eine, komm' ich jetzt wegen der Zehe noch zum Militär? Ohne Zehe sein, macht nichts; aber nicht zum Militär kommen, das wäre mir die ärgste Strafe!“ Und ich mußte es immer wieder bekräftigen, daß es nicht untauglich sei deswegen. Und er ist jetzt wirklich mit Leib und Seele Soldat und steht nun bald ein Jahr drauß unter Waffen. Als man für die anderen um Urlaub einlief, schrieb er: „Keine Eingabe machen, ich kann nicht abkommen, man braucht mich!“ So ist er also trotz seiner fehlenden Zehe ein ganzer Soldat!“

*

Luftige Ecke.

Eine Dame war mit ihrem Tänzer, der ihr eben erst vorgestellt worden war, in eine lebhafteste Unterhaltung gerathen. „Sagen Sie mir doch,“ sprach sie, „wer ist dieser häßliche Herr dort drüben?“ — Der Herr blickte hin und antwortete: „Das ist mein Bruder.“ — „O!“ entfuhr es der entsetzten Dame, „entschuldigen Sie bitte. Ich habe wirklich nicht die Ähnlichkeit bemerkt.“

Einige Jünglinge vom Lande besuchten ein Museum und sahen dort eine Mumie, über der eine Karte hing, worauf zu lesen stand: „V. C. 87.“ Sie konnten sich dies nicht erklären, und der eine sprach: „Was meinst du, Finnes, was das bedeuten soll?“ — „O,“ entgegnete Finnes, „ich sollte meinen, das wäre die Nummer von dem Auto, das ihn getödtet hat.“

Did und Hans waren auf einige Tage bei ihrer Großmutter zu Besuch, die sie verwöhnte, wie Großmütter zu pflegen. Eines Abends, als sie ihre Gebete sprachen, brachte der kleine Hans seine Bitten mit solch' lauter Stimme vor den himmlischen Thron, daß man es meilenweit hören konnte. Er zählte alles auf, was er sich zu Weihnachten wünschte, und seine Begeisterung fiel seinem Bruder auf die Nerven. „Rum bestet du so laut um deine Weihnachtsgeschenke?“ unterbrach ihn Did. „Der liebe Gott ist nicht taub.“ — „Nein,“ flüsterte Hans, „aber Großmama.“

„Notieren Sie,“ sprach ein kleiner Burche in New York aus einem Buche vorlesend, „zehn Pfund Zucker, zu fünf Cents das Pfund, und vier Pfund Kaffee, zu dreißig Cents das Pfund, und zwei Pfund Butter, zu achtundzwanzig Cents das Pfund, und zwei Stück Seife zu je fünf Cents.“ — „Ich habe es notiert,“ sagte der Krämer, von seinem Buche aufblickend. „Wieviel macht das?“ fragte der Junge. Der Mann rechnete es zusammen. „Zwei Dollars sechszunddreißig,“ sprach er. „Rach' schnell, mein Sohn.“ — „Und wenn ich Ihnen einen Fünfdollarschein gebe, wieviel krieg' ich dann wieder?“ — „Zwei Dollars, vierundfünfzig Cents,“ war die ungeduldige Erwidern des Krämers. „Komm, ich habe es eilig.“ — „Ich wollte die Sachen nicht kaufen,“ sagte der Bengel und schwand durch die Thür. „Das ist unsere Rechenaufgabe für morgen, und ich konnte sie nicht rauskriegen.“

„Maria,“ sagte Fritschen beim Frühstück, „hat der Julius einen Schirm oder Hut vom Garderobenständer genommen, als er gestern abend nach Hause ging?“ — „Nein,“ sagte Maria, „das eine noch das andere, Fritschen,“ lachte Maria, „wäre es nicht das eine?“ — „Das ist's gerade, was ich gern wissen möchte,“ sagte Fritschen, „weil ich, als er fortging, ihn sagen hören wollte.“ — „Einen werde ich mir doch rauben und — nann, was ist los, Maria?“

„Nun, möchtest du noch ein Stück Kuchen?“ fragte die Mutter ihren sie besuchenden kleinen Enkel, der schon längere Zeit zugelangt hatte. — „Nein, danke, Großmutter,“ meinte das Kleine, „ich glaube nicht. Ich könnte es wohl kauen, aber nicht mehr runterschlucken.“